

## DER WEG EINES LUTHERISCHEN BISCHOFS

Zu den Lebenserinnerungen Franz Tügels (1888—1946)

Von Hans-Volker Hertrich

Die Geschichtsschreibung des deutschen Kirchenkampfes trägt an der Last von Ressentiments und Empfindlichkeiten. Allzusehr ist sie von Urteilen begleitet, die der Rechtfertigung und Begründung vergangener Taten und Unterlassungen dienen sollen. So ist das Bild einzelner Vorgänge und Gestalten, die im Dritten Reich besonders hervortraten, oft genug einseitig dargestellt und damit verzeichnet worden. Es gibt unausgesprochene, aber sehr wirksame Verrufserklärungen in der Kirchengeschichte; unter eine solche fiel um der von ihm vertretenen Sache willen auch der Hamburger Bischof Franz Tügel. Sein Name ist jahrelang in der kirchlichen Öffentlichkeit nicht genannt worden. Das ist begrifflich: zu vieles mußte vergessen und neu gelernt werden, bevor man an das Kirchenregiment Tügel ohne Beklemmung denken konnte. Das heißt beileibe nicht, daß jene Phase damit rückblickend bejaht werden soll; es kann aber ebensowenig bedeuten, daß sie im Nachhinein rundheraus zu verurteilen sei. Manche Kritiker leiden in dieser Hinsicht unter einem beachtlichen Mangel. Sie haben nur sehr unklare Vorstellungen von der geschichtlichen Vergangenheit und prägen sie vielfach nach gerade aktuellen Erfordernissen um. Und sie haben, was noch schwerer ins Gewicht fällt, nicht immer die Fähigkeit, die Ereignisse und maßgebenden Gesichtspunkte der Vergangenheit aus *deren* Zeit und *ihrer* Gegebenheiten zu beurteilen. Persönlichkeiten, die »Geschichte gemacht« haben, können aber nur als Exponenten *ihrer* Epoche recht gewürdigt werden. Die Desillusionierung der Vergangenheit ist richtig unter der Voraussetzung, daß sie nicht zur Ignoranz gegenüber der eigenen Geschichte führt. Man hat bisweilen die Sorge, daß für einen Teil unserer theologischen Generation die Gefahr naheliegt, von der Zustimmungseuphorie allzu rasch in die totale Negation zu verfallen. Das Bewußtsein für das Maß und die tragende Mitte stellt sich nur schwer ein.

Verleger Friedrich Wittig war deshalb gut beraten, die in den Jahren 1941—1945 aufgezeichneten »Erinnerungen eines Hamburger Bischofs« zunächst unter Verschuß zu halten, gleichwohl aber den Gedanken an eine spätere Publikation nicht aufzugeben. Abgesehen davon, daß die wirtschaftliche Lage nach dem Krieg eine Veröffentlichung dieses Umfangs verbot, war es angemessen, über eines der umstrittensten Kapitel der

jüngsten Geschichte zunächst Gras wachsen zu lassen, nicht um über bestimmte Ereignisse den Mantel des Verschleierns zu breiten, sondern um ein ruhiges, distanzierendes Sehen und Beurteilen zu ermöglichen. Aber auch der Entschluß, das Buch jetzt herauszubringen, setzte Mut voraus. Die Lektüre könnte auf unreife Geister fatal wirken. Der Leser tut deshalb gut daran, neben dem weithin persönlich gefärbten Lebensbericht Tügel's die sehr kritische, auf entgegengesetztem kirchenpolitischen Standort beruhende Darstellung des einstigen Pastors Heinrich Wilhelmi: »Die Hamburger Kirche in der nationalsozialistischen Zeit 1933—1945« (Göttingen 1968) zum Vergleich heranzuziehen. Ihr Studium möchte man fast zur Pflicht machen, weil sie das notwendige Korrektiv zu den Aufzeichnungen des Bischofs bildet. Die Kenntnis beider Schriften ermöglicht den gegenwärtig optimalen Eindruck von den Vorgängen innerhalb der Hamburgischen Landeskirche im genannten Zeitraum.

Franz Eduard Alexander Tügel ist am 16. Juli 1888 in Hamburg als Sohn eines Kaufmanns geboren und in einem gutbürgerlichen, stramm national-konservativen Hause aufgewachsen, »für das Christentum und Vaterlandsliebe zusammengehörten« (S. 8). Man wird beachten müssen, daß der Einfluß des Elternhauses ihn entscheidend geprägt und lebenslang bestimmt hat. Er studierte in den Jahren 1908—1914 in Rostock, Erlangen, Tübingen und Berlin. Die spezifisch neulutherisch-konfessionelle Erlanger Theologie hat ihn am nachhaltigsten beeindruckt; bei Adolf Lasson in Berlin, einem der letzten Hegelianer der Rechten, wurde ihm das Leitbild des »christlichen« Staates monarchischer Observanz nahegebracht; von daher blieb seinem Denken ein unausrottbares Vorurteil gegen Liberalismus und Demokratie eigen, das sich frühzeitig mit einem verhängnisvollen Antisemitismus verband. Demokratische Bestrebungen nach dem Ersten, ja sogar noch nach dem Zweiten Weltkrieg werden pauschal als »marxistisch« und damit volksfeindlich verdächtigt, ohne daß Tügel eine intensivere Beschäftigung mit fremden Auffassungen und Gegenpositionen für nötig gehalten hätte. Er wird 1917 Felddivisionspfarrer einer Reservedivision in Rumänien; nach dem Kriege von 1919—1933 Pastor an der Gnadenkirche im Hamburger Stadtteil St. Pauli. Der Bericht über diese Jahre ist stark überzuckert, nicht was die Einschätzung der Lage, wohl aber was die Aufzählung der »Erfolge« des Seelsorgers betrifft. Fraglos hat Tügel in seinem großen Arbeitsbereich ein Pensum bewältigt, das man nicht gering veranschlagen kann. Auf der anderen Seite fehlt es nicht an autoritären Eingriffen in geschriebenes und ungeschriebenes Recht und Gesetz (die auch während seiner späteren kirchenleitenden Tätigkeit nicht ausblieben), so daß man vermuten darf, daß seine Gemeinde ihm eine Achtung mehr des Respekts als der

Liebe entgegenbrachte, ungeachtet der Popularität, die er in einigen Kreisen ohne Zweifel genossen hat. Seine Reden atmeten volksmissionarisches Pathos, seine innere Haltung indes war in ihrer Begeisterungsfähigkeit nicht kritisch genug, ihn gegen nationale und völkische Parolen zu immunisieren. »Man darf ruhig sagen, daß der beste und echtste Teil des Volkes mehr und mehr unter dem Hakenkreuzbanner zusammenströmte ... Dabei muß des anderen Momentes Erwähnung getan werden, daß diese Bewegung auszeichnete und auf eine große innere Höhe hob; nicht so sehr der Wille zur Macht regierte diese Masse des Volkes, sondern vielmehr, oder doch in gleichem Maße der Glaube an die gute Sache und damit der Drang, alle anderen von dieser Sache zu überzeugen. Hier überkam mich geradezu das Bewußtsein der Ähnlichkeit mit dem Urchristentum« (S. 221 f.). Was Tügel an der neuen Bewegung offensichtlich faszinierte, war die Erwartung, durch den Nationalsozialismus würde die Kirche wieder zur Volkskirche, »Weltvolk« und Kirchenvolk identisch werden. »Wir durchleben große Zeit. In ihr soll unsere Kirche die Bewegung, die durch unser Volk geht, mitgestalten helfen. Mit dem Staat, zu dem diese Bewegung sich selbst immer sichtbarer formt, haben wir, von der Kirche aus gesehen, jeglichen Grund, in denkbar bestem Einvernehmen zu leben« (S. 426). »Eine neue Lebenshaltung fordere ich auch von meiner Kirche der großen deutschen Freiheitsbewegung gegenüber. Diese deutsche Bewegung, unsere Partei und Adolf Hitlers Fahnen ist die Wegbereiterin des neuen Deutschlands gewesen und wird es bleiben. Wer die Volkskirche der Zukunft bauen will, der wird gut tun, mit dieser deutschen Bewegung Hand in Hand zu arbeiten« (S. 433). So wird der St. Pauli-Pastor 1932 Gauredner der NSDAP und Organisator der »Deutschen Christen« in Hamburg, jener Gruppe, die sich anschickte, die Kirche nach den Vorstellungen des Nationalsozialismus umzufunktionieren, und die ein Jahr darauf Tügels Ernennung zum Bischof durchsetzte. In dieser Funktion war er neben Ludwig Müller, Joachim Hossenfelder und Christian Kinder unter den Vertretern der Kirchenleitungen die signifikanteste Persönlichkeit der »Deutschen Christen«, dabei unbestritten die theologisch profilierteste und menschlich integerste Gestalt. Ab 1934 bekleidete er zugleich das Amt eines Hauptpastors an der Hamburger Hauptkirche St. Jacobi, das er 1940 aufgeben mußte, nachdem sein lange schwelendes körperliches Leiden sich besorgniserregend verschlimmert hatte und ihn fast ganz an den Rollstuhl band. Im Juli 1945 trat er, einem Eingriff der Besatzungsmacht zuvorkommend, vom Amt des Bischofs zurück. Die ihm verbleibenden Monate verbrachte er ausschließlich im Krankenhaus. Er starb am 15. Dezember 1946 an den Folgen seines Gelenkrheumatismus, ver-

bittert und enttäuscht über die Anfänge des kirchlichen Wiederaufbaues in seiner Vaterstadt, die ihm »undeutsch« und »unlutherisch« erschienen, nachdem er längst ein einsamer Mann geworden war.

Den 30. Januar 1933 hatte Tügel als einen Augenblick »der Wende mit ... ungeahnten Möglichkeiten« (S. 228) empfunden. »Jeder von uns spürte die Gewalt der geschichtlichen Stunde: das Jahr der Wende unserer nationalen Zerrissenheit war da! Ein unbeschreibliches Hochgefühl, verbunden mit dem tiefsten Dank gegen den allmächtigen Herrn der Geschichte erfüllte mein Herz, wie es wohl bei jedem nationalen deutschen Menschen der Fall gewesen ist. In der Predigt des 1. Februarsonntages über den Herrn der Völkerwelt im Anschluß an die letzten Worte der Bergpredigt [Matth. 7, 24—29] gedachte ich in tiefer Bewegung dessen, was sich in der vergangenen Woche im Vaterland zugetragen hatte. Ich erwähnte den Aufruf an das deutsche Volk, den der neue Kanzler selbst verlesen hatte und gestand meiner Gemeinde: als ich diese ernste männliche Stimme am Rundfunk hörte, da habe ich meine Hände gefaltet und Gott, dem Herrn der Geschichte gedankt und ihn angefleht, er möge helfen und segnen. Dann brachte ich einzelne Sätze aus dem Aufruf, und zwar betonte ich, es handele sich dabei für uns im Gotteshause nicht um politische Meinungen, sondern um den Durchbruch der ewigen Wahrheit« (S. 229). Hier ist die Grundthese deutlich ablesbar. Sie besteht darin, daß die gegenwärtige Lage, d. h. die »deutsche Stunde« als eine konkrete Offenbarung Gottes zu beurteilen sei. Auf diesen Felsen will Tügel die Kirche bauen; von ihm her versteht er ihre Erhaltung, von ihm her ihre Erneuerung, von ihm her ihre Aufgabe. An ihm orientiert sich seine Geschichtsbetrachtung; an ihm entscheidet sich Wert oder Unwert aller Religion gleicherweise. Ein Glaubensbekenntnis im Sinn dieser Theologie müßte mit der These einsetzen, daß Christus Herr der Geschichte sei, in konkreter Anwendung auf das, was sich nach Auffassung von Tügel im Jahre 1933 mit dem Anspruch einer inkarnierten Gottheit als letzte, vollkommenste, »ewige« geschichtliche Herrschaft ereignet hat. Es ist nicht verwunderlich, wenn in dieser beschränkten Theologie die Heils- und Offenbarungsbedeutung der »deutschen Stunde« so dominiert, daß jeder, der dieser Auffassung nicht zu folgen vermag, unter dem dringenden Verdacht, der Entscheidung nicht gewachsen zu sein, beiseitegeschoben und vom Aufbau der Kirche ausgeschlossen wird. Zum Greifen deutlich ist das in der Rede des Bischofs vor der Hamburger Synode am 5. März 1934 (vgl. S. 430—436). Hier ist viel Spekulation und Schwärmerei, der man entgegenhalten muß: der gekreuzigte und aufgestandene Christus steht als Schöpfer und Erlöser *über* der Vereinigung von Deutschtum und Christentum. Seine Stunde ist niemals identisch mit einer willkürlich ausgewählten Stunde christlich-deutscher Geschichte.

Nun, auf dieser Linie ist Tügel bereits damals, etwa von Karl Barth, widersprochen worden. Die schroffe Entgegnung, die der Angegriffene daraufhin fand, hat er später selbst bedauert (vgl. S. 243). Aber anders als in groben Schlagworten hat sich der Bischof mit seinen Widersachern in Theologie und Kirche nicht auseinandergesetzt, was nicht überraschen kann: hat er doch die Problematik seiner Gegner nie richtig an sich herankommen lassen, nie wirklich als eigene Not empfunden. Für die Bemühungen um eine zeitgemäße Verkündigung hat er, der Lutheraner, der von der Volksmission herkam, nur Spott und Ironie; in der 1943 gepflogenen Auseinandersetzung mit Bultmann bezieht Tügel schlichtweg den Standort des »vorkritischen Biblizismus« (S. 406) und macht sich indirekt die alte Verbalinspirationstheorie zueigen, wonach die Evangelien-schreiber ein Diktat des Heiligen Geistes aufgenommen hätten. Freilich: Tügel konnte auch anders reden, und es soll nicht verschwiegen sein, daß sein lutherisches Bekenntnis echt und tief genug war, die »Deutschen Christen« alsbald zu durchschauen und das Bündnis mit ihnen aufzukündigen. Auch sein Glaube an die angeblich religionsfreundliche Ideologie des Nationalsozialismus, durch die Ereignisse rasch Lügen gestraft, machte realistischer Einsicht Platz.

Damit kündigt sich zugleich eine Wende im Stil der Biographie an. Haben wir es zunächst mit einem subjektiven Erlebnisbericht zu tun, in dem fast plaudernd erzählt wird, so nimmt die Darstellung später die Gestalt eines objektiven Faktenberichts an; im Stil eines durch Akten gestützten Protokolls werden viele Aussagen genau belegt. Insofern kann man diese »Erinnerungen« trotz ihrer persönlichen Färbung als eine Quelle zum Verständnis der jüngsten Kirchengeschichte betrachten. Sichtbarer Ausdruck solcher »Wende im Stil« ist der Umstand, daß familiäre Ereignisse, die in den Anfangskapiteln ausführlich geschildert werden, später ganz zurücktreten. Tügels Ehefrau, Adelheid Kunkel, die während seiner Tätigkeit als Feldgeistlicher im Ersten Weltkrieg zum Katholizismus übertrat, wird von diesem Augenblick an keines Wortes mehr gewürdigt, mit einer Ausnahme: als eine in Aussicht genommene Berufung ins Hauptpastorenamt von St. Michaelis scheitert, wird dies mit dem »Konfessionswechsel meiner Ehefrau« (S. 281) in Verbindung gebracht. Freilich wird vieles klarer, wenn man das Leiden des Mannes in Rechnung stellt, das in seinen Anfängen wohl auf den Kriegsaufenthalt in Rumänien zurückgeht, so daß es nicht zuviel gesagt ist, wenn man seine Dauer auf dreißig Jahre veranschlagt. Krankheit war manche Schrockheit seines Wesens, Krankheit manches unfreundliche Wort, das ihm entfuhr, und das nur alsbald in das Bemühen umschlug, Unrecht gutzumachen, Verletztes wieder aufzurichten.

Was die Bearbeitung des Buches betrifft, hat Carsten Nicolaisen, jetzt wissenschaftlicher Assistent an der Universität München, eine im ganzen vorbildliche Editionsarbeit geleistet. Die Vielzahl der Anmerkungen, in denen nahezu jeder Person, der Tügel in seinem Leben begegnete, bis in biographische Details nachgegangen wurde, läßt den Umfang der Recherchen erahnen, dessen es bedurfte, das Werk in der vorliegenden Gestalt der Öffentlichkeit zu übergeben. Wenn es etwas zu beanstanden gibt, so ist es die unglückliche Auswahl der Dokumente im Anhang. Sie gehören, mag ihre Zusammenstellung auch im Text der Biographie begründet sein, doch eher zu den fragwürdigen Erscheinungen des Kirchenregiments Tügel, wozu man auch den scharfen Schriftwechsel des Bischofs mit seinem einstigen Freund und Parteigenossen, dem Hamburger Reichstatthalter Karl Kaufmann (der zu den gemäßigten NS-Funktionären zählte), um die Beschlagnahme des Rauhen Hauses rechnen muß (vgl. S. 440–444). Man möchte Herausgeber und Verleger vorschlagen, bei einer Neuauflage einige der heute fast unbekanntenen, schwer zugänglichen Kriegsbriefe aufzunehmen, die Tügel ab 1942 vom Krankenlager aus regelmäßig an die an der Front stehenden Pastoren seiner Landeskirche gerichtet hat. Diese seinerzeit berühmten Briefe begründeten die seelsorgerliche Autorität des Bischofs, die zuletzt auch bei seinen kirchenpolitischen Gegnern unbestritten war, und die es ermöglicht, ihm trotz allem ein gutes Gedenken zu bewahren.

Franz Tügel: *Mein Weg 1888–1946. Erinnerungen eines Hamburger Bischofs.* Herausgegeben von Carsten Nicolaisen. *Arbeiten zur Kirchengeschichte Hamburgs*, Bd. 11. Friedrich Wittig Verlag Hamburg 1972. 453 S. und 1 Abb.